

BÜCHER AUS ISRAEL UND PALÄSTINA

Alexandra Senfft

Über den israelisch-palästinensischen Konflikt

Israelische Intellektuelle des links-liberalen Spektrums berichten über die komplizierten Verhältnisse im Nahen Osten und die Journalistin Nadja Odeh erzählt vom palästinensischen Alltag

■ Tom Segev, *Elvis in Jerusalem. Die moderne israelische Gesellschaft*, aus dem Englischen von Antje C. Naujoks, Siedler Verlag, Berlin 2003, 170 Seiten, 18 Euro.

Tom Segev untersucht den Identitätsfindungsprozess Israels seit seiner Gründung 1948: vom sozialistischen zum sozialdemokratischen und schließlich zum modernen marktwirtschaftlichen Staat. Der Mittelmeeranrainer sei selbstbewusster, multikultureller und offener geworden, sagt der israelische Journalist und Historiker. Nur, weil das Land amerikanisierter und für seine jüdischen Traditionen (die Bräuche, nicht die Religion) empfänglicher geworden sei, hätte es noch keinen Bürgerkrieg gegeben. Denn seit Jahren schon streiten die Säkularen und Religiösen, die aschkenasischen und die orientalischen Juden miteinander über den Charakter ihres Staates und über die Frage, wer die Regeln des Zusammenlebens bestimmt.

Glaubt man Segev, hat der Zionismus sein Ziel erreicht: Es herrsche Normalität in einem Staat, dessen Bürger mehrheitlich Juden sind. Als brauchbare Ideologie habe sich der von Theodor Herzl Ende des 19. Jahrhunderts gegründete Zionismus deshalb erledigt. Jetzt befinde man sich in der post-zionistischen Phase.

Der angesehene Kolumnist der Tageszeitung *Ha'aretz* zählt zu den „neuen Historikern“. Diese werten Dokumente aus den jüngst geöffneten Archiven aus und stellen Israels Geschichte frei von Mythologie und Ideologie dar – weshalb sie laut Segev auch eher als die „ersten Historiker“ bezeichnet wer-

den sollten. Die zionistische Rechte ist auf die neuen bzw. ersten Historiker nicht gut zu sprechen. Die in den neunziger Jahren viel diskutierte Theorie vom Post-Zionismus fassen sie als unerhörten Angriff auf das nationale Selbstverständnis auf: Post-Zionismus sei Anti-Zionismus, schimpfte die Erziehungsministerin Limor Livnat.

Das ist wahrlich keinerlei Vorwurf, der auf den Intellektuellen Segev zutrifft, von dem man noch nicht einmal behaupten kann, er sei ein Nicht-Zionist. Er hat mit seinen bisherigen, umfangreichen Werken (z.B. *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung* oder *One Palestine, Complete: Jews and Arabs under the British Mandate*) maßgeblich zur historischen Aufklärung beigetragen. Sein neuer Band, 2001 erstmals als essayistischer Beitrag zur Post-Zionismus-Debatte in Israel erschienen, fußt auf diesen Arbeiten und ist ebenso anregend geschrieben. Es geht um „die Kämpfe, die Risse, die Kompromisse und die Rückschläge, mit denen die zionistische Bewegung im Laufe der Jahre fertig werden musste.“ Nie habe der Zionismus das gesamte jüdische Volk repräsentiert, sagt Segev, und seine prinzipiellen Gegner seien die Juden selbst gewesen. Die zionistische Ideologie habe auch keineswegs die Anziehungskraft gehabt, die man ihr noch heute zuschreibt: Die meisten Juden seien nicht aus Überzeugung, sondern aus Not nach Palästina gekommen.

Der permanente Kriegszustand und der Zionismus kitteten die Israelis mit ihren so unterschiedlichen kulturellen und sozialen Herkünften zusammen. Ende der siebziger Jahre waren erste Bewegungen „vom ausdrücklichen Engagement für die sozialistischen Werte zum Zeitalter der freien Marktwirtschaft“ zu erkennen. Der Staat war höchst funktionsfähig und aufgrund seiner militärischen Stärke sicher geworden – eine der Erfolgsgeschichten des 20. Jahrhunderts. Neue Einwanderungswellen aus Äthiopien und Russland veränderten die Gesellschaftsstruktur in den neunziger Jahren. Von den Russen, rund eine Million, haben die meisten mit dem Zionismus nichts am Hut – über die Hälfte sind noch nicht einmal Juden. Die vielen Ultra-Orthodoxen lehnen den Zionismus sowieso mehrheitlich ab, und die zahlreichen Gastarbeiter aus Asien, Afrika und Osteuropa kommen gar nur der Arbeit wegen ins Land.

Während des Osloer Friedensprozesses war erkennbar, dass ein Großteil der Israeli ein anderes Bewertungs- und Wertemuster entwickelt hatte: Anstelle des Kollektivs und Anpassungsdrucks war der individuelle Lebensstil in den Mittelpunkt gerückt, die Toleranz für kulturelle Vielfalt und für Partikularismen gewachsen. Der Holocaust, jüdische Geschichte und Traditionen wurden zum neuen gemeinsamen Bezugspunkt. Zunehmend brachen Tabus, und man diskutierte bislang undenkbbare Fragen über den teils widersprüchlichen Charakter Israels – der eloquente Historiker gibt dafür viele eindrückliche Beispiele.

Segev's Begeisterung für die Rolle der USA als Israels Hauptpartner und für deren allenthalben spürbaren Einfluss auf die israelische Gesellschaft übersieht allerdings die negativen Auswirkungen dieser Entwicklung: So etwa erwähnt er die rasante Verarmung der israelischen Unter- und Mittelschichten, die von der Öffnung kaum profitieren, nur am Rande. Er widmet den „orientalischen Juden“ zwar ein ganzes Kapitel und verschweigt auch keineswegs die Benachteiligung der israelischen Araber – immerhin rund 20 Prozent der Bevölkerung. Dennoch lässt er nur ahnen, wie erbittert die Klassenkämpfe in Israels Gesellschaft mitunter wüten. Was Segev zudem der Amerikanisierung zuschreibt, ist oft eher eine Folge der allgemeinen Globalisierung. Segev geht nicht darauf ein, dass Israel ebenso mediterran und levantinish ist und es Debatten darüber gibt, ob man dem Orient oder Europa zuzurechnen sei. So bleibt mitunter der falsche Eindruck, Israel sei eben doch rein aschkenasisch geprägt, und alle seine Bürger kämen in den Genuss der freien, kapitalistischen Welt.

Segev räumt ein, dass jegliche Gedanken bezüglich Israels Identität seit dem Wiederausbruch des palästinensischen Aufstands in den Hintergrund gedrängt sind und zur Zeit kaum noch jemand vom Post-Zionismus spricht. Er sagt, der palästinensische Terror habe das Land „zurück in den Schoss des Zionismus gebombt“, es herrsche jetzt wieder die „Mentalität eines belagerten Stammes“. Die Israeli hätten aber wenigstens eine Ahnung davon bekommen, dass es auch „ein Leben nach dem Zionismus“ gebe. Das stimmt, allerdings bleibt die Frage, ob die Post-Zionismus-Debatte angesichts der letztendlich gleich bleibenden

politischen Verhältnisse vielleicht doch nur an der Oberfläche gekratzt habe.

Im Februar 2002 machte der renommierte Soziologe und bekannte Friedensaktivist Baruch Kimmerling dem Establishment Israels – Politikern, Militär- und Medienleuten – erhebliche Vorwürfe: Sie planten, die Palästinenser aktiv oder passiv vertreiben und vernichten zu wollen und zerstörten Israels moralische Grundlage, ja seine Demokratie, schrieb er in der israelischen Zeitung *Kol H'air*. Die palästinensische Führung habe versagt und beteilige sich an diesem „Marsch der Wahnsinnigen“. Sich selber klagte der Akademiker ebenfalls an: Alles habe er gewusst und doch zu oft geschwiegen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die *Operation Schutzschild* in der West Bank (April bis Juni 2002) noch nicht einmal begonnen. Das gnadenlose Vorgehen des israelischen Militärs, vor allem im Flüchtlingslager Jenin, ist bis heute nicht restlos aufgeklärt – Insider sprechen von Kriegsverbrechen. Kimmerling indes schweigt nicht mehr. In seinem Buch beschreibt er, was er mit *Politizid* meint: die stufenweise Auslöschung des palästinensischen Volkes als „soziale, politische und wirtschaftliche Größe“. Ministerpräsident Ariel Sharon sieht er dabei nicht als allein Verantwortlichen – es gibt noch gefährlichere Politiker als ihn. Doch der eingefleischte Militär symbolisiert für ihn die Kontinuität einer Politik, deren Ziel es seit 1948 sei, „die Kontrolle über das gesamte ‚Land Israel‘ wiederzuerlangen.“

Was so plakativ und ohne diplomatische Schnörkel daher kommt, ist insgesamt eine differenzierte und informative Analyse des angesehenen Professors an den Universitäten von Toronto und Jerusalem, Autor mehrerer Bücher über Israel und Palästina. Einige Leser werden die Theorien des israelischen Dissidenten vermutlich für übertrieben halten, dennoch ist seine Vermutung nicht von der Hand zu weisen, die israelische Regierung würde sich gerne so rasch wie möglich vom „palästinensischen Problem“ befreien – ohne dafür einen hohen Preis zahlen zu müssen. Es ist intensiv spürbar, dass der Autor sich aufrichtig, manchmal geradezu verzweifelt, um die Zukunft Israels und der Palästinenser sorgt. Seine scharfen Worte bergen in Deutschland aber die Gefahr in sich, politisch missbraucht zu werden – weil es Leser ge-

■ Baruch Kimmerling, *Politizid. Ariel Sharons Krieg gegen das palästinensische Volk*, aus dem Englischen von Dirk Oetzmann und Horst M. Langer, Heinrich Hugendubel Verlag, München 2003, 224 Seiten, 19,95 Euro.

ben wird, die die symbiotische Textur des Konfliktes nicht begreifen oder ihn zum eigenen Nutzen instrumentalisieren.

Kimmerling geht der Frage nach, wie Sharon, den viele Experten für einen Kriegsverbrecher halten, zum populärsten Premier des Landes werden konnte, und warum Israel in der Krise steckt. Es handelt sich hier nicht um eine Biographie des legendären israelischen Militärmanns und Politikers. Dem engagierten Akademiker geht es vielmehr um die Kontinuität einer Politik, die er als „Sharonismus“ bezeichnet, denn „wenn man Sharons Leben in den Jahren 1956 bis 1982 etwas näher betrachtet, kann man auch die Entwicklung der israelischen Gesellschaft besser nachvollziehen“.

Seit der Staatsgründung Israels sieht er drei Stufen des Politizids: Die Vertreibung der Palästinenser aus der Westbank 1948; die Libanon-Invasion 1982, in deren Anschluss der damalige Verteidigungsminister Sharon von einer Untersuchungskommission zum Hauptverantwortlichen des Massakers an den Palästinensern in den Flüchtlingslagern Sabra und Shatila erklärt wurde; die Zerstörung der palästinensischen Infrastruktur im Rahmen der „Operation Schutzschild“ 2002, die weltweit für Aufsehen sorgte und seither subtiler, mehr oder weniger unter Ausschluss der Öffentlichkeit, vonstatten geht.

Nach dem historischen Teil beschreibt der Autor die Entwicklungen seit der ersten Intifada 1987. Er schildert Chance und Schwächen der Osloer Friedensabkommen und die Verhandlungen von Camp David (2000), deren Scheitern er nicht, wie allenthalben behauptet, Palästinenser-Chef Yassir Arafat, sondern allen beteiligten Parteien zuschreibt. Sharons Besuch auf dem Tempelberg habe dann die zweite Intifada provoziert und die beiden Völker in den „tödlichen Zweikampf“ gereizt.

Der 1939 in Rumänien geborene, erklärte israelische Patriot betont die Asymmetrie im Kräfteverhältnis der verfeindeten Parteien. Er weist aber wiederholt auf die katastrophale Wirkung der palästinensischen Attentate hin, die Sharons Position nur weiter stärken. „Es ist charakteristisch für solche Konflikte, dass jedes Verständnis für die Hoffnungen, Gefühle, Auffassungen – und das Leiden – der Gegner verloren gehen.“ Umso größer ist Kimmerlings

Bewunderung für alle aufrechten israelischen Friedensaktivisten, vor allem für jene Soldaten, die sich weigern, ihren Wehrdienst in den palästinensischen Gebieten zu leisten, und für ihre Haltung große persönliche Nachteile in Kauf nehmen – ein Plädoyer für zivilen Ungehorsam in Zeiten politischen und moralischen Notstands.

Nicht viel anders argumentiert die israelische Linguistin und bekannte linke Friedensaktivistin Tanya Reinhart. Ginge es nach dem Willen der Mehrheit, sagt sie, hätten Israelis und Palästinenser wahrscheinlich schon längst Frieden miteinander geschlossen. Dass 70 Prozent der Israelis den anscheinend kompromisslosen Ariel Sharon zum Ministerpräsidenten gewählt haben, ist für die Professorin an den Universitäten von Tel Aviv und Amsterdam kein Gegenargument, denn sie sieht zwischen den großen Parteien und deren Kandidaten kaum noch einen programmatischen Unterschied.

Reinhart sagt, was sie für das wahre Hindernis zur Beilegung des Konflikts hält: Israels politisches System. Dieses bewege sich seit 1948 im engen Rahmen zweier Optionen – entweder Apartheid oder „Transfer“ (die Vertreibung der Palästinenser). Eine schleichende und stufenweise „ethnische Säuberung“ der palästinensischen Gebiete sei bereits im Gang. Der Elite sei es immer darum gegangen, „ein Maximum an Land mit einem Minimum an Palästinensern“ zu erreichen. In diesem Geiste seien die Abkommen von Oslo getroffen worden, die ein Apartheidssystem errichtete hätten, wie es schon der Alon-Plan von 1967 vorsah. Um seinen eigenen Kopf zu retten, habe Arafat einem „Schweizer Käse“-Modell zugestimmt, das die palästinensischen Gebiete durch immerzu wachsende jüdische Siedlungen in Enklaven zerstückelt habe. Dazu habe „Mr. Palästina“ mit „seiner Bande“ gar noch ein tyrannisches Regime installiert und sich als beschämend unfähig entpuppt, einen Staat aufzubauen.

„1999 kam die Armee in Gestalt der politischen Generäle – erst Barak, dann Sharon – an die politische Macht zurück.“ Nie zuvor habe das Militär eine derart beherrschende Rolle in Israels Politik gespielt wie heute. Es sei oft „erkennbar, dass die wirklichen Entscheidungen auf der militärischen statt auf der politischen Ebene getroffen werden.“ Ebenso wie Kim-

■ Tanya Reinhart, „*Operation Dornenfeld*“. *Der Israel-Palästina-Konflikt: Gerechter Frieden oder endloser Krieg*, Atlantik Verlag, Bremen 2002, 204 Seiten, 14 Euro.

merling lobt Reinhart jene Kräfte in der israelischen Gesellschaft, die diesem Trend entgegen steuern, und sie stellt einige der wichtigsten Friedensgruppen vor. Auch sie widerlegt die als offiziell gehandelte Darstellung, Barak habe Arafat in Camp David (2000) ein großzügiges Angebot gemacht, das jener zugunsten der Methode des Terror ausgeschlagen habe: Der israelische Premier hätte nicht mehr zu bieten gehabt als die Umsetzung verschleppter Verpflichtungen aus den Oslo-Verträgen. Den Palästinensern sei auch nie Ost-Jerusalem angeboten worden, sondern nur ein Vorort, den sie dann Jerusalem (al-Quds) hätten nennen dürfen – „sprachliche Tricks“, so die Chomsky-Elevin.

Die Autorin, Kolumnistin bei Israels größter Tageszeitung *Yediot Abaronot*, belegt ihre informative Bestandsaufnahme überwiegend durch israelische Medienberichte. Das von ihr analysierte Material ist geradezu schockierend beweiskräftig – zugleich aber auch eine einseitige Auswahl: Weder von der israelischen noch von der palästinensischen Regierung scheint sie Gutes zu erwarten. Von daher verwundert es auch nicht, dass Reinhart dem gegenwärtigen aktuellen Friedensfahrplan des „Quartetts“ wenig Erfolgchancen zutraut. Leider steht sie auch in dieser Einschätzung nicht allein: Die meisten lokalen und internationalen Kommentatoren halten diesen neuen Versöhnungsversuch schon jetzt für aussichtslos.

Der palästinensisch-deutschen SWR-Redakteurin Nadja Odeh geht es um den Blick hinter die Kulissen der Politik. Zu Recht sagt sie, die Medien interessierten sich in diesem Konflikt meist nur für das Spektakuläre – Selbstmordattentate, Militärinterventionen oder Regierungskrisen. Darüber werde vergessen, dass „die große Mehrheit der palästinensischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten täglich darum kämpft, ein ziviles Leben zu führen“. Von der Härte und Trostlosigkeit des Alltags, aber auch von der Kraft und den Improvisationskünsten der Menschen zeugen die von Odeh vorgelegten Tagebuchaufzeichnungen.

Im ersten Teil berichtet sie von ihrer Reise an die Bir Zeit-Universität in der Westbank, wo sie gelegentlich als Gastdozentin für Radiojournalismus unterrichtet. Anschaulich erzählt sie von ihren Begegnungen mit befreundeten israelischen Friedens-

■ Nadja Odeh, *Palästinensisches Tagebuch*, Herder Spektrum, Freiburg im Breisgau 2002, 159 Seiten, 8,90 Euro.

aktivisten, von ihren Freunden und Verwandten in Ramallah, wo sie selbst zur Grundschule ging, bevor sie mit ihren Eltern – die Mutter Deutsche, der Vater Palästinenser – zurück nach Deutschland zog. Sie lässt den Leser teilhaben an der Anspannung in den palästinensischen Gebieten, an der permanenten Angst vor militärischem Eingreifen der israelischen Armee und an den Demütigungen, denen die Bewohner durch die Besatzung ausgesetzt sind. Dass sie vielen Entwicklungen in der Gesellschaft Palästinas durchaus kritisch gegenüber steht, lässt sie ihre Bekannten wissen. Doch sie ermahnt sich zugleich, dass sie als Deutsche darüber leicht reden habe: „Ich lebe ihr Leben nicht.“

Wie das Leben der Menschen aussieht, ließ sie nach der Heimkehr diverse Palästinenserinnen und Palästinenser für das Buch niederschreiben – Vertreter der intellektuellen und bürgerlichen Elite, Schriftsteller, Journalisten, Akademiker, Künstler. Ihre Tagebuchaufzeichnungen umfassen die Periode vom Ausbruch der zweiten Intifada 2000 bis zur „Operation Schutzwall“, Ariel Sharons großangelegter Militäroffensive in die Westbank im Frühjahr 2002. Da erzählt ein Literaturredakteur, wie sehr sich die Zusammenstöße zwischen palästinensischen Jugendlichen und der israelischen Armee auf das gesamte persönliche Leben mit seinen vielen kleinen Gewohnheiten auswirken. Einem Schriftsteller erzählt seine verängstigte Tochter vom Jungen im Kindergarten, der „unbedingt Mädchenkleider anziehen will, weil er fest davon überzeugt ist, dass die Israelis nur Jungen töten.“ Raja Shehade, ein bekannter Anwalt und Buchautor beschreibt, wie er sich als Gefangener im eigenen Haus fühlt und welche Ängste er ausstand, als er die Ausgangssperre irrtümlich für aufgehoben hielt und mit seinem Wagen durch Ramallah fuhr, das einer Geisterstadt glich. Eine Ärztin berichtet, wie sie eine Geburt übers Telefon begleitete, weil die Mutter wegen der Straßensperren nicht zum Krankenhaus gelangen konnte. Über die Unglaubwürdigkeit einiger palästinensischer Medien, die ihre Redakteure dazu nötigen, Nachrichten zu „palästinensisieren“, das heißt, ganz in den Dienst der palästinensischen Sache zu stellen“, schimpft ein Journalist. Die in Deutschland ausgebildete evangelische Theologin Viola Raheb konstatiert, die Menschen seien „zu Akrobaten geworden, die

täglich herausgefordert sind, auf dem dünnen Seil zwischen Hoffnungslosigkeit und Hoffnung zu tanzen.“ „Was bedeutet eigentlich Leben, wenn sich alles nur noch ums Überleben dreht?“, fragt sie ratlos.

Die Schreibenden beichten Notlügen, die sie gegenüber Verwandten gebrauchten, um sie vor beängstigenden Meldungen zu schützen. Sie machen sarkastische Witze, um mit der oft unerträglichen, zermürbenden Anspannung fertig zu werden, etwa, man habe beim Mittagessen die Raketen und Detonationen vermisst. Ihre Berichte sind voller Melancholie und Sehnsucht nach einem normalen Leben und mitunter auch gekennzeichnet von Erbitterung darüber, dass die Welt sich um ihr Schicksal wenig kümmere. „Was ist nur mit der Welt los?“, fragt der Schriftsteller Zakaria Mohammed. „Ist der Konflikt wirklich so kompliziert? Ein Volk lebt unter Militärbesatzung. Das Militär soll sich zurückziehen, die Sache ist erledigt, und es herrscht wieder Frieden. Mehr nicht.“